

14. Ein schleppendes Ich

Papst Franziskus schreibt in seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium*: „Die Zeit ist mehr wert als der Raum“ (EG 222). Und weiter: „Der Zeit Vorrang zu geben bedeutet sich damit zu befassen, *Prozesse in Gang zu setzen anstatt Räume zu besitzen*“ (EG 223).

Das „Alles-Sofort“ der heute herrschenden Kultur weckt die Illusion, die zeitlich-räumliche Realität besitzen zu können. Ein kleines Etwas, das ich jetzt besitze, ein Augenblick, den ich sofort besitze, täuschen mir vor, das Grenzenlose und Ewige zu besitzen, *ohne es zu wünschen*, ohne darauf warten zu müssen, d.h. ohne uns zu öffnen, ohne dafür zu sorgen, dass Herz und Leben die Wirklichkeit umarmen, ohne dass die Umarmung uns in uns selbst einschliesst; denn die Wirklichkeit ist unendlich viel grösser als wir. Der Mensch ist so geschaffen, dass gerade der Wunsch, das Offensein für das, was ihn übertrifft, was er nicht mit seinen Händen festhalten kann, ihn fähig macht zu besitzen.

Dieses Bewusstsein jedoch, dass das Ich Sehnsucht nach dem Unendlichen ist, gerade dieses Bewusstsein scheint von der zeitgenössischen Kultur zersetzt zu werden. Man lebt ohne sich seiner selbst bewusst zu sein, ohne sich bewusst zu sein, dass die Frage nach dem Sinn das Leben gross macht, ihm Geschmack, Schönheit und Glück verleiht.

Im Roman *Schweigen* von Shūsaku Endō begegnet Pater Rodrigues schliesslich Pater Ferreira, der dem Glauben abgeschworen hat. Er nimmt dessen ganze geistige und spirituelle Verwirrung wahr und stellt ihm unvermittelt die Frage: „Sind Sie glücklich?“ Und Ferreira, überrascht von dieser Frage, antwortet: „Wer?“ Rodrigues muss ihn erinnern: „Sie!“.

(Zitiert nach der italienischen Ausgabe, Shūsaku Endō, *Silenzio*, Ed. Corbaccio, Milano 2017, S. 157).

Endō gelingt es, in zwei ganz kurzen Zeilen den Sinnverlust des Ich zu beschreiben, in dem eine Person versinken kann, wenn sie die Sehnsucht nach Glück verrät, die doch dem ganzen Leben, der Berufung und Sendung Sinn gegeben hat. Es ist gerade das Gegenteil der Szene, die der heilige Benedikt im Prolog schildert, wo Gott in die Menge ruft: „Wer will das Leben? Wer sehnt sich nach Glück?“, und ein Mensch antwortet: „Ich!“. Pater Ferreira versteht nicht mehr, dass die Frage nach Glück sich an ihn richtet, dass sie ihn betrifft, seine Person, sein Herz.

Aber Ferreira erholt sich von seiner Überraschung, vielmehr von der mangelnden Vorbereitung, sein Gesicht zu wahren, seine Maske zu schützen vor dem scharfen, blitzschnellen Pfeil der Frage nach dem Glück. Es gelingt ihm, sein von der Sehnsucht nach Glück verwundetes Herz zu schützen mit dem Schild einer ideologischen Rechtfertigung, hinter dem er sich bewaffnet, stark fühlt:

„Eine Flamme leuchtete auf im provozierenden Blick des Ferreira: ‚Es gibt jede Menge subjektiver Faktoren Im Konzept vom Glück.‘

‚Das ist aber nicht das, was du gewöhnlich sagtest‘ – dieser Gedanke stieg unmittelbar im Priester (P. Rodrigues) auf, aber er unterdrückte ihn sofort. Schliesslich war er nicht da, um Ferreira Vorwürfe zu machen, weil er abgeschworen und die Jünger verraten hat. Er empfand überhaupt kein Bedürfnis, an die tiefe Wunde zu rühren, die sich unter der geistigen Oberfläche seines Gesprächspartners verbarg und die dieser zu verheimlichen suchte.“ (ibidem)

Wenn man das Ich reduziert, reduziert man das Konzept vom Glück, und umgekehrt. „Es gibt jede Menge subjektiver Faktoren im Konzept vom Glück“ – das zu sagen heisst zu verneinen, dass Glück eine Erfahrung ist, die grösser ist als das Ich, die dem Ich geschenkt ist und ihm offenbart, dass es für das geschaffen ist, was es übertrifft, für das Grenzenlose, und dass daher auch das Mass für das Ich nach dem Grenzenlosen strebt. Echtes Glück schenkt dem Ich die Erfahrung, das Grenzenlose zu besitzen, ohne es auf das Ich zu reduzieren. Ein mit subjektiven Faktoren fabriziertes Glück ist nicht eine Erfahrung von etwas, was grösser ist als wir, und das reduziert das Ich und schliesst es ein in sich selbst. In sich eingeschlossen erstickt das Ich, es verliert seine Substanz, so dass es sich schliesslich nicht mehr behaupten, nicht mehr „Ich“ antworten kann auf die Frage, wer das Leben wolle, wer sich nach Glück sehne.

Das ist das pure Gegenteil der Askese, die der heilige Benedikt vom Anfang seiner Regel an vorschlägt; er verspricht: „Wer aber im klösterlichen Leben fortschreitet, dem wird das Herz weit (*dilatato corde*), und er läuft in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes“ (RB Prol. 49).

Kürzlich habe ich nach ungefähr vierzig Jahren einen Roman von Graham Green wieder gelesen, den ich im Gymnasium für das Schlussexamen in Englisch vorbereitet hatte: *A Burnt-Out Case, Ein ausgebrannter Fall*. Protagonist ist ein berühmter Architekt, der, angeekelt von allem, vor dem Ruhm und den Frauen flüchtet. Er will in Afrika, in einer Station für Leprakranke, sich vergessen. Eines Tages bekennt er dem Arzt der Leprastation:

„Die Selbstverwirklichung ist etwas Grausames und Egoistisches. Sie verschlingt alles, auch das Ich. Schliesslich entdeckt man, dass es nichts auszudrücken gibt, nicht einmal ein Ich. Es gibt nichts mehr, Doktor, das mich interessiert (...).“

„Haben Sie keine Kinder?“, [fragt der Arzt].

„Ich habe einmal Kinder gehabt, aber sie sind schon vor langer Zeit in der Welt verschwunden. Wir haben uns aus den Augen verloren. Die Selbstverwirklichung verschlingt im Menschen auch den Vater.“

(zitiert nach der englischen Ausgabe von Graham Greene, *A Burnt-Out Case*, Viking, 1961, pp. 51-52).

Diese Situation, in welcher der Mensch durch Verrat an der eigenen Sehnsucht nach Glück den Sinn des Ich verliert, den Sinn des reifen, erwachsenen und fruchtbaren Ich, das in der Vaterschaft seinen Ausdruck findet, dieser Situation begegnen wir auch im Roman *Die Verlobten*. Don Abbondio, ein Dorfpfarrer, erklärte sich aus Angst bereit, einem Gutsherrn willens zu sein, der die Heirat der jungen Verlobten Renzo und Lucia verhindern wollte. Der geniale Autor Alessandro Manzoni bringt es fertig, mit ein paar Worten diesen Don Abbondio zu beschreiben, z.B. wenn er erzählt, wie der Kardinal Federigo Borromäus ihn aus einer Versammlung von Priestern herausholen lässt, um ihm zusammen mit Innominato, einem grausamen Übeltäter, der sich eben gerade bekehrt hatte, die Befreiung der entführten Lucia anzuvertrauen.

Der Kapellan des Kardinals ruft den Namen des Don Abbondio:

„In demselben Augenblick aber scholl mitten aus dem Gedränge, mit dem Tone der Verwunderung, ein langgedehntes, schleppendes ‚Ich?’ hervor.’

„Sind Sie nicht der Herr Pfarrer von ***?’ fragte der Kapellan.

„Der bin ich allerdings; aber ...’

„Der erlauchte Herr Kardinal will Sie sprechen.’

„Mich?’ “ (Kap. 23)

Wer die Sehnsucht nach Glück verrät, die am Ursprung der eigenen Sendung, des Sinnes seines Lebens war, dessen Ich kann nicht mehr mit Vertrauen der Realität begegnen, der kann nicht mehr „Ich!“ mit Ausrufezeichen sagen. Das Beste, was ihm noch gelingt, mehr unter Zwang als durch Überzeugung, ist ein schleppendes „Ich?“ oder „Mich?“ voller Zweifel, mit einem Fragezeichen, das sogar graphisch den Rückzug auf sich selbst darstellt, die schüchterne, unsichere und erzwungene Antwort auf die Realität, die ihn herausfordert.

Es ist, als würde Manzoni gerade an die Benediktsregel denken, wenn er schreibt: „...mitten aus dem Gedränge ein langgedehntes, ein schleppendes – Ich?“. Auch Manzoni spricht von Gedränge, von der Menge, obwohl Don Abbondio sich nur mit einer Gruppe von Priestern in einem kleinen Raum des Pfarrhauses eines lombardischen Dorfes aufhält. Don Abbondio will nicht hinausgenommen werden aus der „*multitudo populi*“, in der er seine Ruhe hat, geschützt durch die Anonymität, geschützt durch die Wunschlosigkeit, und wo er niemandem Antwort geben muss.